

Wiesbadener Tagblatt.

21. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einspaltige Zeitzeile für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. —
Reclamen die Zeitzeile für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 26.

Montag, den 16. Januar

1893.

Englische Landwirtschaft und ausländische Konkurrenz.

Wenn irgend etwas von brennendem sozialen Interesse ist, so ist es gewiß die Frage der Lebensmittelpreise und die damit im Zusammenhang stehende, ob unsere Landwirtschaft die nach Lage der Verhältnisse richtigen Wege wandelt. Die überraschend schnelle landwirtschaftliche Erschließung neuer Länder in Nord- und Südamerika, Britisch-Indien, Australien und Neuseeland in Verbindung mit der Vermehrung und Verbesserung der Eisenbahnen, Dampfschiffe und sonstigen Transportmittel hat bekanntlich seit Ausbruch der 70er Jahre einen sehr starken ausländischen Wettbewerb in landwirtschaftlichen Erzeugnissen auf den europäischen Märkten hervorgerufen, der ein starkes Sinken der Lebensmittelpreise verursachte. Viele Staaten, und darunter auch Deutschland, haben sich damals veranlaßt gesehen, der bedrängten Landwirtschaft durch Zölle und ähnliche Maßregeln zu Hilfe zu kommen. Nur in England geschah nichts dergleichen. Es ist daher gewiß von Interesse, hier zu sehen, wie sich die ausländische Konkurrenz, nicht beeinträchtigt durch irgendwelche staatliche Einmischung, entfaltet und welches ihre Einwirkungen auf die Landwirtschaft waren. Wir unterziehen diese Entwicklung einer kurzen Betrachtung an der Hand einer vorzüglichen Arbeit, die Prof. Dr. Raabe hierüber in einem der vorjährigen Hefte der sogenannten Hildebrandtschen Jahrbücher veröffentlicht hat.

Nach sachmännischer Berechnung kam noch 1878 die einheimische Ernte Großbritannien an Weizen der Einfuhr wenigstens gleich und übertraf dieselbe um das 4-5fache, was Gerste, Hafer, Bohnen und Erbsen anbelangt. Aber bereits im Durchschnitt der Jahre 1887-1889 war dies Verhältnis bereits umgekehrt, daß an Weizen, der ja bekanntlich die Haupternte der Engländer bildet, nahezu das Doppelte der eigenen Ernte eingeführt wurde, während bei Gerste, Hafer, Bohnen und Erbsen der Prozentanteil der Zufuhr weniger gestiegen war. Die Gesamtimporte aller dieser Früchte aber unter Hinzurechnung der großen Waizenimporte überstieg die einheimische Ernte um 13 Millionen Centner. Diese ungeheuren Getreidemengen wurden und werden geliefert vor allem von Nordamerika, dann aber auch, namentlich seit 6-7 Jahren, von Rußland und Britisch-Indien; hauptsächlich giebt es gegenwärtig wohl kaum ein von dem modernen Verkehr berührtes Land, das nicht wenigstens in etwas zur Getreideversorgung des britischen Marktes beitrüge. Deutschland, das noch bis zum Beginn der 40er Jahre die Hälfte und oftmals einen noch viel größeren Teil des Weizenbedarfes Englands deckte, ist jetzt in dieser Hinsicht nur noch als Durchfuhrland von Bedeutung. Noch viel erschlauer wird diese ganze Entwicklung, wenn man die gleichzeitige Gestaltung der Getreidepreise beobachtet. Während sie sich bei Weizen in den Jahren 1850-1870 auf der Höhe von 50-60 Schilling für das Quarter (ca. 220 Kilo) hielten, fielen sie von da ab, namentlich aber vom Jahre 1883 ab, unangesehnt in einer noch nicht dagewesenen Weise, so daß sie mit 30-31 Schilling in den Jahren 1888-1890 einen Stand erreichten, der weder in diesem noch im vorigen Jahrhundert seinesgleichen findet. Bei Hafer und Gerste war, entsprechend der geringeren Konkurrenz, das Sinken des Preises minder heftig, wiewohl ebenfalls sehr bedeutend.

Ähnlich, wenn auch mit nicht unbedeutenden Unterschieden, verlief die Entwicklung bei den Nahrungsmitteln fleischlichen Ursprungs. Alle Arten Fleisch, Speck, Schinken, Butter, Käse, Margarine und Schmalz kamen seit der Mitte der 70er Jahre in immer wachsenden riesigen Mengen aus Nord- und Südamerika, aus Neuseeland, Australien, Siam und Japan auf den englischen Markt.

Es waren wahre Triumphe, welche die Technik mit der immer vollkommenen Verpackung der Güter und der Einrichtung der Transport-Dampfer machte, so daß gegenwärtig viele Hunderttausende Tote lebendes Vieh über See nach England transportiert werden und das Fleisch der Argentinien und dem fernem Neuseeland geschlachteten Thiere mit Hilfe schneller Kälteerhaltung frisch und ungeschädigt auf dem Londoner Markt zum Verkauf kommt. Raabe's Schrift, gestützt auf die besten Quellen, daß zur Zeit in England trotz der hohen hochentwickelten Viehzucht mehr als 90 pCt. des verbrauchten Rindfleischs, ca. 25 pCt. des verbrauchten Hammels- und Lammfleischs und etwa 50 pCt. der Erzeugnisse der Schweinezucht und der Mettwerkeprodukte vom Ausland geliefert werden. Trotz dieser ungeheuren Zufuhr stiegen die Preise für frisches Fleisch noch fortgesetzt bis zum Jahre 1883; aber seitdem haben sie gleichfalls einen sehr bedeutenden Rückgang erlitten. Den Vortheil, den die englische Konsumtion aus dieser fortschreitenden Verbilligung fast sämtlicher Lebensmittel zieht, ist natürlich sehr bedeutend. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß das englische Volk infolge der ausländischen Konkurrenz

um mehrere hundert Millionen Mark billiger leben kann. Weniger richtig erscheint die Sache freilich vom Standpunkt des inländischen Produzenten aus. In England herrscht bekanntlich das Pächtersystem vor: etwa sechsmal mehr Land wird von Pächtern als von Eigenthümern bewirtschaftet, und dieses Wohlstand gehört eigenthümlich zum Theil einer reichen Grundbesitzverteilung. Die Pächter sind also in erster Linie und nach ihnen die Eigenthümer des Grund und Bodens von dem Einnahme-Ausfall betroffen worden, der die notwendige nächste Folge der verringerten Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse war. Die Pächter haben sich auf einmal in der Lage, bei gleich gebliebenen Selbstkosten etwa ein Drittel weniger einzunehmen; die natürliche Folge mußte eine Herabsetzung bzw. ein Schnidgleichen des Pachtzinses sein. Allein in England sank von 1880 bis 1890 der Jahresertrag aus der Verpachtung ländlichen Grundeigentums um 200 Millionen Mark — ein Opfer, das, durch die ausländische Konkurrenz gezwungen, die Grundbesitzer dem Konsumenten, vor allem dem Industriearbeiter, brachte. Und es hat keineswegs den Anschein, als ob die gesunkenen Preise demnach wieder steigen würden. Denn wenn die nordamerikanische Konkurrenz infolge der eignen Bevölkerungs Zunahme der Union und der wachsenden Schwierigkeiten und Kosten neuer Besiedelungen mit der Zeit auch nachlassen dürfte, so wird sie doch keineswegs verschwinden; und andererseits stehen Ostindien, Südamerika und Australien erst am Anfange ihrer konkurrierenden Produktion.

Wie hat sich nun diesen so bauernd zu ihren Ungunsten veränderten Verhältnissen gegenüber die britische Landwirtschaft eingerichtet? Das Erste, was eintrat, war eine Verminderung des Weizenanbaues um 25-30 Proz. und eine, allerdings sehr viel geringere Verminderung des Gerstes, Roggens und Bohnenanbaues. Dafür wurde das der Viehzucht gewidmete Acker- und Grasland stark und der Ackeranbau wenigstens etwas vermindert — also ein Abgang des Ackerbaues zu Gunsten der Viehzucht. Es klingt wunderbar, aber es ist eine Thatsache, daß dieser Uebergang ein Uebergang zu intensiverer Wirtschaft war. Die Umnutzung der Ackerflächen in Viehweiden erforderte reichlich so viel Anlagekapital wie irgend eine Melioration, und nach allgemeiner Annahme bedarf der Gras- und Viehweiden, dessen Aufgabe es nun ist, die besten Fleischsorten und die vorzüglichsten Wolleerzeugnisse auf den Markt zu liefern, mehr Betriebskapital als der Getreidebau.

Eine weitere Veränderung der Landwirtschaft Großbritanniens lag in der Ausdehnung der Obst- und Gartenkultur. Auch konnten die näher an London gelegenen Gutschäften infolge der hohen Strohpreise vielfach den Weizenbau ohne allzu große Verluste fortsetzen. Im Gegensatz hierzu suchte sich der Ackerbau aber doch in vielen Fällen durch Verminderung der Produktionskosten und Mithilfe zu einem extensiveren Betriebe zu helfen. Die Verringerung des Pachtzinses, geringere Aufwendung für künstlichen Dünger, Herabsetzung der ländlichen Arbeiterlöhne und ähnliche Maßregeln ermöglichten es, unter Verringerung der Produktion auch bei gesunkenen Preisen noch zu bestehen — eine Entwicklung, die, vom Standpunkt der Landeskultur aus gesehen, weit weniger erfreulich ist, als die oben geschilderte. Es ist indeß sehr beachtenswert, daß trotz dieser Entwicklung die Zahl der kleinen Betriebe ständig zugenommen hat. Die kleinste Art derselben, die sogenannten Alotments, haben sich von 1873-1890 sogar nahezu verdoppelt. Es ist dies auf die Zunahme der Milchwirtschaften und der Obst- und Gemüsekulturen zurückzuführen.

Die neueste landwirtschaftliche Entwicklung Englands ist demnach unter dem vollen Druck der ausländischen Konkurrenz keineswegs frei von gewissen Nachtheilen; aber sie ist doch weit davon entfernt, zu einer Verdrängung des Landes zu führen, wie es wohl manchmal behauptet worden ist; im Gegenteil hat sie als gewichtige Vortheile ein Anwachsen des ländlichen Mittelstandes und eine sehr starke Verringerung der Grundrente zu Gunsten des Konsumenten, d. h., wie die Verhältnisse in England einmal liegen, des Einkommens der Landbevölkerung zu Gunsten des kleinen Mannes, mit sich gebracht.

Deutscher Reichstag.

© Berlin, 14. Januar.

Am heutigen dritten Tage der Reichstagsdebatten im Reichstage war das Interesse bereits so sehr erloschen, daß die Bänke eine bedenkliche Leere aufwiesen. Abg. Hise (Centr.) wendete sich (hört) gegen die weichen der Reichstags- und Reichsrecht zur Befestigung der Arbeitslosigkeit, sowie überhaupt gegen die sozialdemokratischen Vorlesungen eines Infamisten, von welchem sie niemals ein faires Bild zu geben im Stande seien. Dagegen näherte sich der Redner, nachdem er noch dem Abg. Barth gegenüber über die protektionistische Wirtschaftspolitik im Interesse der Arbeiter verteidigt hatte, dem sozialdemokratischen Standpunkte, indem

er die Forderung der Organisation der Arbeiter verlangte. Er erkennt nicht das Recht auf Arbeit, wohl aber das Recht auf das Existenzminimum an, daher sei es die Pflicht der Gemeinden, in Zeiten der Noth dieselben durch außerordentliche Maßnahmen zu heilen. Bezüglich der Verteilung der Arbeitszeit habe der Reichstag in der Gewerbeordnung den ständigen Arbeitstag als Norm vorgeschrieben. Der Nachbarn sei kein Mittel zur Abhilfe der Arbeitslosigkeit; auch die Abschaffung der Kinderarbeit beseitige nichts. Redner hofft, daß die Sonntagsruhe in den Fabriken spätestens am 1. April eingeführt werde. Er verteidigt das Koalitionsrecht der Arbeiter; die Arbeitgeber seien gut, befehligen aber nicht die Arbeitslosigkeit. Der jetzige Vorhang beweise die Nothwendigkeit des Schutzes. Die Preise seien trotz des Schutzes niedriger wie je. Die Arbeiter sollten nicht Deber, sondern Aufsteige, kommen an die Spitze ihrer Organisation stellen. Redner bedauert, daß der Saarbrücker Streik im gegenwärtigen Augenblick zur Verhandlung gebracht ist. Er vertritt die Arbeitsverhältnisse als durchaus unrichtig, nicht aber den Gehörten zur Ruhe und Mille. — Abg. v. Kardorff (Reichspartei) legte sich ebenfalls mit der Sozialdemokratie aneinander, welcher er grundsätzliche Ertörung der natürlichen Harmonie der Interessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern vorwarf. Die Ursachen des Saarbrücker Streikes fand er in einer Mischung, welche seit der Preissteigerung des Sozialistengesetzes und des gegen die erziehenden Einrichtungen gerichteten § 133 der Gewerbeordnung-Kommission eingeschlagen worden. — Abg. H. H. (freil.) giebt das Vorhandensein des Nothstandes ab, aber Grund für außerordentliche Nothwehrmaßregeln sei nicht vorhanden. Unter den neuen Arbeitsbedingungen hätten zahlreiche Arbeiter Beschäftigung gefunden. Es müßte ein humanes Arbeitsverhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern mit ausnahmslosen Löhnen und wähliger Arbeitszeit hergestellt werden. Das Vorhandensein eines allgemeinen Nothstandes erkannte er, gegen die Sozialdemokraten aufstehend, nicht an. Andererseits aber glaubte er in den Arbeiterstreiken allerdings eine tiefgehende Liquidation zu erblicken, die nach seiner Meinung daher kam, daß die anfänglich bei der Vertretung des Arbeiterschutzes in den Arbeitervereinen erhofften Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen seien. Sein Rath ging deshalb dahin, diese Hoffnungen nimmer zu erfüllen. Abg. Müller (nat-lib.) erinnerte im Hinblick auf die jetzt an der Saar gemachten Erfahrungen an seine Opposition gegen die Vorwürfe der Gewerbeordnung-Kommission, welche die absolute Abhängigkeit der Arbeiter über die Arbeitsverhältnisse einführte sowie an die Nothwendigkeit, einen geselligen Stand für die Arbeiter zu schaffen. In der Vertretung des vor zwei Jahren vorgeschlagenen § 133 zu schaffen. Auch tabelte er es, daß in Saarbrücken die Nothwehr dieses Streiks nicht sofort in genügender Weise gewährt habe. Er begrüßte aber die Erklärung des Ministers v. Bötticher, daß die Saarbrücker Verwaltung jetzt in der Erwartung der geeigneten Maßnahmen vollkommen selbständig gehandelt sei, und wünschte dies noch in verstärkter Weise für die Weiden im Ruhrgebiet, wo der Streik noch ungescheitert lag, als an der Saar. Auf die allgemeine Frage eingehend, bekräftigte er die Hoffnungen in der Sozialpolitik, die u. a. vom Abg. Hise, trotz vielfach richtiger Ausführungen, vertreten werde, wieweil eine Reihe von Anstellungen des Abg. v. Bötticher und machte schließlich, daß die preussische Regierung den Eisenbahnen in größerem Umfang wieder aufnehmen und auf diese Weise vielen Arbeitlosen eine zweckmäßige Arbeitsgelegenheit schaffen möge. Nachdem noch der Abg. W. B. (nat-lib.) längere Zeit namentlich den Abg. v. Kardorff bekämpfte und der Abg. v. Bötticher noch einmal in größter Breite die Hoffnungen der Sozialdemokraten über den Saarbrücker Streik und was damit zusammenhängt, dargestellt hatte, trat Staatssekretär v. Bötticher von Neuem der Behandlung von dem Vorhandensein eines allgemeinen Nothstandes entgegen. Er machte eine Reihe von Mittheilungen, aus welchen sich der Sachverhalt ergab, daß die industrielle Thätigkeit sich im Laufe des Jahres 1892 gehoben hat und die Löhne gestiegen sind. Alsdann wurde die Debatte geschlossen. Montag 1 Uhr: Brannweinsteuer.

Preussischer Landtag.

© Berlin, 14. Januar.

Abgeordnetenhaus.

Das Abgeordnetenhaus legte heute die erste Beratung des Gesetzes wegen Anerkennung des Wahlverfahrens vor. Abg. Graf Limburg-Sturmann (nat-lib.) erklärte in dem Reichstagswahlrecht ein Gegenstand gegen den durch das allgemeine Wahlrecht vorgesehenen Territorium von unten und wies alle über die Vorlage hinausgehenden Vorläufe zurück. Nebenbei äußerte er gegen das Abgehen von der Vertikung bei der Bildung der Abteilungen. Abg. Meyer (freil.) legte nochmals eine ganze Anzahl von Punkten des allgemeinen Wahlrechts ein. Dasselbe wurde sofort von dem Abg. v. Arndt (freil.) bekämpft; mit dem Reichstagswahlrecht habe man die schlechtesten Erfahrungen gemacht. Das Landtagswahlrecht sei allerdings auch ein schlechter; den allgemeinen Wahlrecht müßte z. B. eine bestimmte Klasse zugewiesen werden; statt der Wahlteilung bei der Wahlkreisbildung käme es die Abtheilung vor; die Festsetzung einer Wahlzahl bei den zwei oberen Klassen sei nicht ausreichend, noch viel weniger die Mitberechnung der indirekten Steuern. Im Wahlverfahren könnten aber Verbesserungen vorgenommen werden. Ministerpräsident Graf v. Helldorf wendete sich mit Entschiedenheit gegen die Einführung des allgemeinen geheimen Wahlrechts in Preußen und hob die Vorzüge des Reichstagswahlrechts hervor. Abg. v. Bötticher (nat-lib.) erklärte, daß die Wahlreform zum Glück geschehen, insbesondere zur Befestigung von Bildung und Intelligenz, gemacht worden. Die Einführung der geheimen Abstimmung wies der Minister entschieden zurück, ebenso weitere Veränderungen in der Abstimmung der oberen Klassen, Verkleinerung der Wahlmengen für Stadt und Land. Aberhaupt rief der Minister dringend von tiefgreifenden Änderungen ab. Verbesserungen im Wahlverfahren, wie Anhebung der Wahlzahl, könnten durch das Reglement erfolgen. Abg. v. Bötticher (Centr.) trat nochmals für die geheime Abstimmung ein. — Abg. v. Graf (nat-lib.) stellte sich im Allgemeinen auf den Boden der Vorlage, wies das allgemeine geheime Wahlrecht für Preußen zurück und bekämpfte auch den Vorschlag der Anhebung der indirekten Steuern. — Abg. v. Bötticher (freil.) suchte die gegen das Reichswahlrecht erhobenen Einwände zu entkräften; unter diesem

würden die öffentlichen Gebäude niemals so verunreinigt wie bei dem Dreifachschuß. Einige Anfälle, welche die von den Konseratoren betriebene Witz-Anstalt fanden eine scharfe Erwiderung in dem Abg. v. Heydenreich (sonst). Dann wurde die Vorlage an eine Kommission von 21 Mitgliedern verwiesen. — In der nächsten Sitzung, am Dienstag, beginnt die erste Lesung des Staatshaushalts. Am Montag kommt in der Steuerkommission der vom Abg. v. Gubern eingeleitete Entwurf eines Erbschaftssteuergesetzes zur Beratung.

In der heutigen Sitzung der Petitionskommission des Abgeordnetenhauses wurde u. A. die Petition von 14,911 Personen, dahingehend, daß möglichst in ganz Deutschland, jedenfalls aber in Preußen, neben der Beerdigung die Feuerbestattung erlaubt wird. Diese Petition war schon in der vorstehenden Session des Abgeordnetenhauses in der Kommission zur Verhandlung gekommen und damals durch Uebergang zur Tagesordnung erledigt worden, worüber ein schriftlicher Bericht (14. Juni 1892) vorliegt. Im Plenum kam die Angelegenheit nicht mehr, da die Session bald darauf geschlossen wurde. Auch diesmal hat die Petitionskommission ihre damaligen Beschlüsse wiederholt und wird also dem Plenum des Abgeordnetenhauses vorlegen, über die Petition zur Tagesordnung übergehen. Es steht übrigens zu erwarten, daß im Plenum der Antrag erneuert werden wird, die Petition der Regierung „zur Erwägung“ zu überweisen. Referent der Petitionskommission in dieser Sache ist Abg. Dr. Graf (Eiserfeld).

Politische Tages- und Rundschau.

— Das sechste ausgegebene dritte Verzeichnis der bei dem Reichstage eingegangenen Petitionen führt eine überaus große Zahl von Gesuchen um Verbesserung des Schutzes gegen die ferner zahlreich Petitionen um Aufhebung des Impfschusses, um Abänderung der Bestimmungen über die Sonntagsernte, um Abänderung des Zollvereins-Vertrages bezüglich der gemeindefähigen Besteuerung des Weines, um Abänderung des Gefekentwurfs zur Bekämpfung der Unflathigkeit, um Abänderung der Vorlagen über Brand- und Brandversicherung, sowie Reichstempel-Abgaben u. a.

— Die Verhandlung des Abgeordnetenhauses über die Wahlreform hat einen recht glatten Verlauf genommen, und es ist voranzuschreiten, daß man ohne große Schwierigkeiten zu einer Verabschiedung gelangen wird. Unter einer Mehrheit des Abgeordnetenhauses besteht bereits Uebereinstimmung, daß man im Wesentlichen nicht über den Rahmen der Regierungsvorlage hinausgehen solle. Die Forderung der Einführung des Reichswahlrechts ist nicht ernstlich zur Erwägung gekommen. Ein Versuch, die geheime Abstimmung durchzuführen, scheint nicht die geringste Aussicht zu haben, durchzuführen. Ebenso wenig der Vorschlag der Anrechnung der indirekten Steuern. Etwas früher ist wohl der Antrag zu nehmen, eine Mindestzahl von Wählern für die Abteilungen festzusetzen. Ein Einzelnen mag wohl noch diese oder jene Abänderung vorgenommen werden, z. B. wäre die Wiedereinführung der erst nennend eingeführten Bestimmung, wonach die Verteilung in Gemeinden mit mehreren Wahlbezirken nach jedem einzelnen Wahlbezirk erfolgt, wissenschaftlich. Im großen Ganzen wird es aber bei den Regierungsvorlagen bleiben, und der Minister des Innern hat auch keine Aussicht eröffnet, daß erhebliche Abänderungen ausstehen werden könnten. Durch das neue Wahlgesetz wird voraussichtlich gegenüber dem jetzt bestehenden Wahlsystem nicht allzu viel verändert werden, aber das war auch nicht die Absicht; es sollte nur einer durch die Steuerreform bevorstehenden Verschiebung in politischer Richtung vorgebeugt werden, und das wird durch das vorliegende Gesetz allerdings erreicht werden. Mit voller Sicherheit lassen sich freilich die Wirkungen der begonnenen und namentlich der noch in Vorbereitung begriffenen Steuerreform noch nicht übersehen. Bei mancher erst praktische Erfahrungen gesammelt, so ist es nicht ausgeschlossen, daß man das neue Gesetz einer Durchsicht unterzieht.

— Der Bergarbeiterausstand steht auf dem Aussterbe-Punkt. Ueberall Verminderung der Streikenden, überall Nachgiebigkeit. Die Versammlungen sind schwächer besucht, die Stimmen, die für eine Beendigung des Ausstands reden, sind meist schon in der Ueberzahl, dazu redet die grimmige Kälte der letzten Tage ein ernstes Wort mit. Ausfahrungen sind leider noch immer zu verzeichnen. So

wurde im Saarrevier Maschinenwärter Kontab von der Feste von der Heide auf dem Helweg von der Schicht durch eine Revoluzzer an der Schulter verwundet. Die Mahregelung der Ausständigen dauert fort, und viele Zeichen nehmen gern den Anlauf wahr, durch Abkehr ihren zur Zeit wenig dankbaren Betrieb einzustellen. Die Ausständigen haben sich eine böse Suppe eingebracht. Der Vorstand des Reichstages-Vereins im Saarrevier hat sich telegraphisch an den Kaiser mit der Bitte um eine Audienz gewandt; der Vorstand schlägt eine Kommission zur Revision der Arbeitsordnung vor. Er sagt sofortige Beendigung des Ausstandes zu gegen Rücknahme aller Mahregelungen, Einstellung von Gewerkegerichten und einer Sachkundigen Kommission zur Prüfung der Betriebs- und Abfah-Verhältnisse.

— Wenn man glaubt, in Sachen des Panama-Standard werde eine Erwiderung eintreffen, dann wird man plötzlich durch ein neues Aufkommen eines Besseren belehrt. Andoese immer eine neue Enthüllung, ein neuer Skandal im Standard. Neben dem netten internationalen Gaunereckel, dessen Blöße leider in Deutschland stand, den Reichard, Berg, Kron, sitzen theils in Wahrheit, theils im Wille, Minister, Parlamentarier, Diplomaten, Spekulant, Unternehmer in bunter Reihe auf der Anklagebank, und jetzt bleibt sogar das Staatsoberhaupt nicht ausgeschlossen. Wie schon gemeldet, brachte der „Figaro“ einen Sensations-Artikel, worin der sofortige Rücktritt Carnots gefordert und derselbe formell angeklagt wird, seit Carnot den Panama-Standard in seinem ganzen Umfang, die Namen aller Schuldigen sowie die Mängel derer Minister genannt und stillschweigend gebilligt zu haben. Die Unterordnung und der Prozeß hätten Carnot ebenso bloßgestellt wie die formell Angeklagten. Das Blatt fordert Erklärungen Carnots in einer Hofzeit, seinen Rücktritt und seine Ergebung durch einen kommandierenden General, welcher die Kammer auflöse und Neuwahlen vorschme. Der Deputierte Lafont, Eigentümer der „Gacete“, richtet an Carnot eine öffentliche Anfrage, ob es wahr sei, daß er gleich Rouvier vom Bankier Basso Geld für den Geheimdienst erhalten habe. Die Presse-Campagne gegen Carnot scheint fortzuwirken zu sollen, und die Möglichkeit einer Diktatur, von der jüngst Caprioli sprach, scheint in der That näher gerückt. Der wackere Gräfiner Bauhaus ist Angesichts des erdrückenden Beweismaterials geknackt. Gleich nach dem sechsten Prozeß kommt Bauhaus Sache vor das Schwurgericht, da die jetzt angeklagten Administratoren gegen ihn als Zeugen vernommen werden.

— Sehr traurig scheint man in der russischen Republik darüber zu sein, daß der russische Volkshof mit dem deutschen Namen Mosenheim ebenfalls, wenn auch anscheinend fälschlich, der Annahme von Besetzungsgeldern begünstigt wurde. Die Hefer resp. Vertreter dieses Gerichts, Korrespondenten auswärtiger, auch Berliner Blätter sollen „gesäubert“ werden. Zweifellos werden bei den nächsten Wahlen auch die besetzten Abgeordneten, die man leider nicht vor Gericht stellen kann, gesäubert, wenn auch nicht über die Grenze. Eine Versammlung der Panama-Aktionäre und Obligationäre beschloß unter der Uebereinstimmung eines Exekutiv-Comitès, um unverzüglich Schritte zur Rekonstitution der Panama-Gesellschaft zu thun. Unter Mithilfe des Liquidators Monchicourt soll eine neue Gesellschaft gebildet werden mit einem Anfangskapital von 25 Millionen, subskribiert von den größten Besitzern der früheren Litras. Nach der regulären Konstitution soll das Kapital auf 125 Millionen vermehrt werden, um die Kosten der Arbeiten zu decken. Ob wohl noch Jemand ernstlich auf den Reim kriecht?

Deutsches Reich.

— Hof- und Personal-Nachrichten. Gestern Vormittag wurde das Krönungs- und Ordensfest im königlichen Schloß in der bestmöglichen Weise begangen. Nach 1 Uhr fand im Weißen Saal und den angrenzenden Gemächern die Salottetank, zu der 800 Einladungen ergangen waren. Im Saal des Kaisers und der Kaiserin speisten die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Gegen Ende der Tafel trau der Kaiser auf das Wohl der alten und der neu ernannten Ältern. Nachdem verlichen Kaiser und Kaiserin den Weißen Saal, um in den inneren Gemächern Gerste zu halten. Der „Reichs-Anzeiger“, der heute Nachmittag aus der Göttinger Ausgabe erschienen ist, enthält die vollständige Ordensliste.

funden. Welt origineller ist der musikalische Teil des Werkes. Hier liegt auch dessen Bedeutung. Wie alle Franzosen arbeitet auch Planquette mit Grazie und Wohlklang. Er begnügt sich mit den bescheidensten Mitteln und verzichtet fast vollständig auf lärmende Instrumentation. Deho appliziert er seine Erfindungsgabe, er entlehnt einen Reichtum an Melodien und melodischen Reizen, die für den Geist der Operette um so mehr ins Gewicht fallen, als selbst die eukuschelnden und diejenigen, die am leichtesten zu behalten sind, nicht in Trivialität ausarten, sondern stets noch von einem Schimmer von Poesie umgeben sind. Die Melodien Planquettes haben auch das große Glück der Operette gemacht, und sie waren es, welche dem größten Werke am Samstag auch im hiesigen Residenz-Theater zu einer fröhlichen Aufnahme, zu einem herrlichen Erfolg verhalfen. Dabei kommt dem „Glocken“ der glückliche Umstand zu Statten, daß ihre Wirkung von Akt zu Akt sich steigert und der letzte Akt die dankbarsten Nummern enthält.

Die Darsteller des Residenz-Theaters nahmen sich ihrer Aufgabe mit Liebe und Hingebung an. Herr Falkenstein stellte den Marcus de Cornoville sehr flott dar und mit jenem Selbstbewußtsein, das bei einem Manne nicht fehlen darf, der, wie er und selbst im Walzer tempo verfährt, die Rolle um die ganze Erde dreimal herumgeführt hat. Erreicht hat, daß seine Stimme auf der weiten Reize nicht gelitten hat, im Gegenteil sehr frisch und angenehm klang und mit Wohlklang verwendet wurde. Herr Gilzinger hatte als grüßlicher, geldgieriger Räuber Gaspard einen Ausstoß ins Charakterische zu machen, und man mag sagen, daß er mit künstlerischen Ehren beehrt davon zurückkehrte. Er spielte die erste angestellte Rolle mit jener Präzision und Discretion, die man auch bei seinen komischen Gestalten wohlwollend zu empfinden pflegt. Fräulein Dethier leistete genauso wie immer sehr Aufregendes, dagegen entsprach sie in der Ergebenheit nicht dem Wille, das man sich von Germaine zu machen, vielleicht hatte daran haupt-

gerin, 14. Jan. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ theilt mit, daß die Beirathung wegen Verbreitung des Choleraerregers durch Apfelmörsen und Gläsern nach den Berichten des Kaiserlichen Gesundheitsamtes ohne Anhalt sei, und mahnt, daß die übertriebene Furcht und Abneigung gegen den Wasserbezug aus dem von der Cholera infizierten Bogen rüber Ueberzeugung macht. — Die Reichskommission über die Beirathung hat auf den 31. d. M. beraten. Auf der Tagesordnung steht außer der Beirathung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes über die Beirathung im Kaiserreich. In hochschwieriger Form ist in der Nordd. Allg. Ztg. nochmals berichtet, daß die Untersuchungen Caprioli in der Reichskommission nicht als eine Abänderung der allgemeinen Richtung unserer auswärtigen Politik zu denken seien.

— **Rundschau im Reich.** Die vierzehnte Delegierten-Versammlung deutscher Städte tagte eben in Hamburg. Zur Beratung standen Mahregeln wegen der gesundheitspolizeilichen Kontrolle der deutschen Seefahrt anlaufenden Schiffe. Die Versammlung stimmte den mittheilungen der Regierung der Besetzung vom 11. Juli 1893 zu und nahm einige neue Bestimmungen sowie die Resolution der Stettiner Handelskammer beifalls Einfügung in die Verordnung an. Ein Antrag auf Herbeiführung eines internationalen Abkommens wurde abgelehnt. Zum nächstjährigen Export wurde Bismarck gewählt. — In Hamburg kamen vorgestern zwei Fälle von Cholera vor, wozu einer tödlich verlief.

Ausland.

— **Oesterreich-Ungarn.** Nach dem „Wiener Tagblatt“ wurden die gegen den antilemischen Abg. Schneider wegen aufreißenden Reden gegen die Juden eingeleiteten kaiserlichen Verordnungen auf Antrag der Wiener Staatsanwaltschaft wieder eingeleitet.

— **Schweiz.** Der Bundesrat hat bei der Bundesversammlung den Antrag, die ausländischen Zeitungen, die bisher bezüglich der Zogen günstiger gestellt waren, als die Schweizer Zeitungen, dem Zolltarifgesetz zu unterstellen. Die Maßregel ist weitestgehend gegen die französischen Zeitungen gerichtet.

— **Montenegro.** Die montenegrinischen Emigranten in Belgien lehnen die Aufforderung des Fürsten Nikita, heimzukehren, ab. Sie wollen nur dann nach Montenegro zurück, wenn Volksfreiheit gewährt werde, wenn nicht, erklärt Solpa Petrovic, ein gewesener Adjunkt des Fürsten, werde ein allgemeiner Aufstand ausbrechen.

Aus Kunst und Leben.

W. Langhans zu Wiesbaden. Großes Total-Konzert unter Mitwirkung des Sängers des Lehrerevereins, des Fräuleins Ellen Solms-Brachvogel (Soprano) aus Wünnchen, des Herrn W. Geis (Tenor) von hier und des Herrn W. Müller (Bariton) aus Frankfurt a. M. Direction: Herr D. Spangenberg. Orchester: Die Kapellmeister. Fräulein Solms, welche im letzten zum ersten Male auftrat, zeigte sich in dem Vortrage einer Arie aus Rossini's „Zell“ als eine musikalisch gebildete, gut gesungene und routinirte Gesangsängerin. Die Stimme, ein helles Sopran, entfaltete sehr viel Vollklang in dem großen Saal, besonders die Höhe zeigte sich auch durch Fülle und Kraft. Der Vortrag ist leicht und geschmackvoll, nur konnte die Textausprache, besonders in den piano gelungenen Stellen, noch mehr deutlich sein. Herr Geis sang die Arie: „Götter wir ein Werk der Liebe“ recht hübsch und mit ansprechender, weicher, wenn auch nicht gerade großer Tenorstimme, nur schien er, der schwachen Intonation nach zu urtheilen, nicht besonders dissonant zu sein. Neben Vorträgen wurde reichlicher Beifall zu Zell, den Bariton, entfaltete das Konzert mit der „Vielgeliebte“ von D. Spangenberg, einer bereits einem früheren Konzert zu Aufführung gelangten, sehr wirkungsvollen Komposition. Wenn der Eindruck derselben gegenwärtig eintreffend beirathet wurde, so lag das an der Intonation, die nicht immer rein war; eine volle Geste ergab der Bariton jedoch mit dem Schlußteil des Chors. Sehr hübsch und fein klangvoll wurde Bunters Wunderschön vorgetragen, während Krenners „Wenn Juchel ich hab“ ebenfalls hübsch der Stimmung zu entsprechen überlief. Darauf folgende Gesangsnummern für Soli, Chor und Orchester ist von denselben Bariton früher bereits hier aufgeführt und damals auch an dieser Stelle eingehend besprochen worden. Der geringe Aufführung derselben konnten wir leider der gleichzeitigen stattfindenden Aufführung der Oper „Die Weiserfinger von Nürnberg“ wegen nicht mehr beizuwohnen.

— **Residenz-Theater.** (Wochenpielermarkt.) Dienstag, den 17. Januar: Zum ersten Male: „Es hat so sollen sein“, Lustspiel in 1 Akt von Hans v. Hopfen, und „Der Vielgeliebte“, Schwank in 3 Akten von Franz v. Schönborn. Mittwoch, den 18. Januar: Freitags, den 19. „Die Glocken von Belgicette“, Komödie in 3 Akten von J. v. Hoffmann, und „Der Vielgeliebte“, Komödie in 3 Akten von J. v. Hoffmann. Sonntag, den 22. Januar: Zum ersten Male: „Die drei Grazien“, Pöffe mit Gesang in 4 Akten von Leon Treppner. Mittwoch, den 23. Januar: Zum ersten Male: „Die drei Grazien“, Pöffe mit Gesang in 4 Akten von Leon Treppner.

— **Residenz-Theater.** Morgen, Dienstag, findet die Premiere von „Der Vielgeliebte“, Schwank in 3 Akten nach dem Französischen von Franz v. Schönborn, statt. Dem Schwank, der J. v. Hoffmann's Theater in Berlin mit großem Beifall aufgeführt wurde, geht ein Einakter voraus, „Es hat so sollen sein“, betitelt, von dessen Verfasser, der Herr. Gerwig, als Dr. Hans v. Hopfen, bekannt. Dieser Einakter ist bereits in Wien, München und Berlin mit großem

Residenz-Theater.

Von den französischen Operetten, welche in den letzten Jahren geschrieben wurden, hatte keine einen größeren Erfolg aufzuweisen, als A. Planquette's „Die Glocken von Cornoville“. Der Anfang, den sie in Paris fanden, war geradezu beispiellos, sie wurden über vierhundertmal aufgeführt und machten Autoren, Verleger und Theater-Direktoren zu reichen Leuten. In Deutschland hatten die „Glocken“ ein nicht ganz so mächtiges Glück. Sie gingen zwar über alle Operettenbühnen, aber der große Enthusiasmus, den sie in ihrer Heimath gefunden hatten, blieb ihnen in der Fremde nur in verminderten Maße treu. Das schreibt sich wohl hauptsächlich von der Art des Dramas her. Der Deutsche liebt das Einzelne, um nicht zu sagen Einzelne, in der Grundstimmung eines Werkes. Die hiesige Operette ist ihnen lieber, als ein Stück, in dem Geist und Humor die beiden Seiten der Welt vorzuführen suchen. Und wie oft mag man die Erfahrung, daß ungeachtet in Pöffen das Publikum die sentimentalen Stellen ungenießbar findet! Der Deutsche schwärmt eben für die sogenannte reine Stille. Anders der Franzose. Er trägt z. B. selbst in den unheimlichsten Stoffe Genusses hinein und schreit nicht davon zurück, den Akt einer Operette mit dem Ohnmachtsanfall eines halb Wahnsinnigen schließen zu lassen. So in den „Glocken“. Scherz und Ernst folgen sich hier unmittelbar. Die Geliebte, der Todesscheren und der Wahnsinn Gaspards werden durchaus ernst genommen sein, und doch sollen wir zugleich über die Gelpenkerfurcht des ängstlichen Grenzschutz lachen. Im Uebrigen drängt sich bei dem Bilde jedem Zuschauer die Erinnerung an zwei bekannte Opern auf, aus denen mehrere Motive entnommen sind, an „Bartha“ und „Die weiße Dame“. Auch in den „Glocken“ spielt ein Räuber- und Dörmelien-Motiv eine große Rolle, und die Abnegation, die Gelpenkerfurcht und die lächerlichen Beamten, die man bereits aus Weibchen Oper kennt, haben auch hier eine liebevolle Blöße ge-

füllt. Welt origineller ist der musikalische Teil des Werkes. Hier liegt auch dessen Bedeutung. Wie alle Franzosen arbeitet auch Planquette mit Grazie und Wohlklang. Er begnügt sich mit den bescheidensten Mitteln und verzichtet fast vollständig auf lärmende Instrumentation. Deho appliziert er seine Erfindungsgabe, er entlehnt einen Reichtum an Melodien und melodischen Reizen, die für den Geist der Operette um so mehr ins Gewicht fallen, als selbst die eukuschelnden und diejenigen, die am leichtesten zu behalten sind, nicht in Trivialität ausarten, sondern stets noch von einem Schimmer von Poesie umgeben sind. Die Melodien Planquettes haben auch das große Glück der Operette gemacht, und sie waren es, welche dem größten Werke am Samstag auch im hiesigen Residenz-Theater zu einer fröhlichen Aufnahme, zu einem herrlichen Erfolg verhalfen. Dabei kommt dem „Glocken“ der glückliche Umstand zu Statten, daß ihre Wirkung von Akt zu Akt sich steigert und der letzte Akt die dankbarsten Nummern enthält.

Die Darsteller des Residenz-Theaters nahmen sich ihrer Aufgabe mit Liebe und Hingebung an. Herr Falkenstein stellte den Marcus de Cornoville sehr flott dar und mit jenem Selbstbewußtsein, das bei einem Manne nicht fehlen darf, der, wie er und selbst im Walzer tempo verfährt, die Rolle um die ganze Erde dreimal herumgeführt hat. Erreicht hat, daß seine Stimme auf der weiten Reize nicht gelitten hat, im Gegenteil sehr frisch und angenehm klang und mit Wohlklang verwendet wurde. Herr Gilzinger hatte als grüßlicher, geldgieriger Räuber Gaspard einen Ausstoß ins Charakterische zu machen, und man mag sagen, daß er mit künstlerischen Ehren beehrt davon zurückkehrte. Er spielte die erste angestellte Rolle mit jener Präzision und Discretion, die man auch bei seinen komischen Gestalten wohlwollend zu empfinden pflegt. Fräulein Dethier leistete genauso wie immer sehr Aufregendes, dagegen entsprach sie in der Ergebenheit nicht dem Wille, das man sich von Germaine zu machen, vielleicht hatte daran haupt-

mäßig das unvortheilhafte Kostüm die Schuld. Fräulein Sigl spielte als Heiderose die dankbare Rolle des Kindes und erregte sich auch diesmal der Sympathien des ihr so günstig gestimmten Publikums. Was George Bander im Lustspiel und in der Pöffe, das ist Marie Sigl in der Operette: der Magnet des Beifalls, die Stütze des Erfolges, der star des Geschehens. Gibt sie auch ihre Coupletts zuweilen häßliche Pointen, d. h. eckig und strenger hervorstechen können, so war sie doch anerkennend, namentlich als vermeintliche Vicomtesse, die liebenswürdige Drolerie, daß ihre Leilung den angenehmen Eindruck hinterließ. Auch was ihre Kostüme betrifft, beschränkte sie der vermuthete Geschmack. Neben ihr trug diesmal die Rollen des Komik reichlich Herr Endreiser, welcher den Grenzschutz mit hübschen Humor spielte. Möchte er auch Stellung und Kleidung wechseln, so oft er wollte, seine Bäume wackelte nie, er war immer in der besten Stimmung. Mit dem bekannten brasilianischen Walzer-Rondo „Die Kasse in der Hölle“ holte er sich einen fröhlichen Applaus. In jener Scene, in welcher er sich knietappt in der Kälte steht, dürfte es sich empfehlen, ihm ein Stütz zu geben, soll die Musik genadert werden; sonst kann man schwer begreifen, daß im Gaspard nicht bemerken soll. Herr Engelhardt als Antwan hatte ebenfalls die Lächer auf seiner Seite, namentlich war er recht komisch, als er dem Reien eines Altenhüfdes verschiedene Dindrinke zu bewähigen hatte. Da auch die kleineren Rollen gut besetzt waren und die Regie für ein kaltes Gedenken gefordert hatte, werden die „Glocken von Cornoville“ noch oft ein zahlreiches, animirtes Publikum zusammenführen. W. J.

Königliche Schauspiele.

Die Hiesiger von Nürnberg, Oper in drei Akten von Richard Wagner. Fräulein Sigl sang zum ersten Male die Part der Eva. Die Besetzung, die Sängerin wählte indessen

Die heutige Abend-Ausgabe umfaßt 6 Seiten.

Verantwortlich für den politischen und feuilletonistischen Theil: R. Schulte vom Brühl; für den übrigen Theil und die Anzeigen: C. Köther. Notationsdruck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 26. Abend-Ausgabe.

Montag, den 16. Januar.

41. Jahrgang. 1893.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bojarenscherze.

Novelle aus dem russischen Leben von Eduard Wilde.

Wie lange er geschlummert, wußte er nicht. Man weckte ihn durch Rütteln an der Schulter. Es war Gevatter Matwei. Er hielt eine blecherne Lampe in der Hand; durchs Fenster blühte finstere Nacht, und Regen klopste an die Scheiben.

„Was willst Du, — wie spät ist es, Matwei?“

„Es ist schon Mitternacht, Väterchen; Du mußt gleich aufstehen, es ist Jemand gekommen.“

„Sind die Gäste fort, hast Du das Wirthshaus geschlossen?“ fragte der Wirth schlaftrunken.

„Ich war eben dabei, da kam noch Jemand.“

„Und hast ihn hereingelassen?“

„Ich mußte schon; es ist der Anzäs, der Dich bringend zu sprechen wünscht.“

Mit einem Ruck stand Ossip Petrowitsch auf den Beinen.

„Der Anzäs — was willst denn der um Mitternacht, im Regen?“

„Frage ihn selbst, er steht draußen in der Gasse.“

Anatol Wassiljewitsch stand da mitten im Zimmer im flackernden Lichtschein der Hängelampe, angethan mit langem, regenfeuchtem Mantel, in Wassertriefeln und breitkrämpigem Filzhut. Er stand unbeweglich wie ein kleineres Wandbild. Das Gesicht erschien im trüben Licht aschfahl, leblos, die hohen Augen hatten Fieberglanz, blühten aber nicht unruhig, sondern starr und brünnend. Er schien Ossip Petrowitsch, obgleich dieser schon eine Weile an der Thüre stand, nicht zu bemerken.

„Was giebt's, Anzäs?“

Fürst Wolonsky schaute auf. „Du bist's, Alter?“ sagte er wie überrast; er schüttelte sich, dann rief er mit rauher, kratzender Stimme: „Warum hast Du denn meine Bitte nicht erfüllt, Du feiner Kerl, Du?“

„Du bist Du selber gekommen — wegen derselben Sache?“ fragte Ossip Petrowitsch.

„Der Fürst hatte ihn an. „Bereit Du nicht gekommen — an meiner Statt, wie?“

„Wenn ich im Voraus wüßte, daß es vergeblich — nein,“ sagte Ossip Petrowitsch; plötzlich fuhr er auf, sein Eingange funkelte: „Was willst Du denn eigentlich von mir, Anzäs, was war das für eine kindliche Bitte? Bedenkend, beschimpfend war Dein Verlangen, hörst Du? Du meinst wohl, daß Ihr Edelknecht alle eine Ehe besticht; aber ich will es Dir beweisen, daß unehrlich, wenn er auch nicht gleich mit Säbel und Pistole auftritt, ich will Dir sagen — na, was ist Dir denn, Fürst, was schaust Du mich so entsetzt an?“

„Du weißt also, was meinem Wolodja —?“ stotterte Anatol Wassiljewitsch.

„Ich habe über Deinen Sohn noch nichts gesagt.“

„Er ist schwermüthig, Ossip, beleidige ihn nicht; er — er liegt, — nein, nein — im Sterben liegt er nicht, aber — willst Du Deine Lebensjahre schenken oder nicht?“ brach er jäb ab; sein Kinn und seine Augenlider glühten dabei.

„Was ist Dir, Anatol Wassiljewitsch? bist Du nicht selber auch krank?“ Ossip fragte das langsam, mit gedämpfter Stimme.

„Ich bin nicht krank!“ schrie der Fürst. „Wirst Du Deine Tochter schenken oder nicht?“

„Schreie nicht so, Anatol Wassiljewitsch,“ antwortete der Gastwirth, „wir wollen nun einmal vernünftig sprechen, wie Männer, wie Väter — ja, wie Väter. Sage mir, Anzäs,

vor Allem, was hast Du für eine Meinung von meinem Kinde, wie denkst Du denn eigentlich über Lebensjahre —?“

„Die allerbeste Meinung, ich schwöre Dir, die allerbeste.“

„Gut, — und Dein Sohn?“

„Eine noch bessere, glaube mir; denn siehst Du, sonst würde er im Fieberkampf nicht von ihr sprechen, immer nur von ihr, und nach ihr rufen — er bittet, er fleht, er flüstert — er sieht nur Helena Ossipowna; nur mit ihr beschäftigt sich sein krankes Geist. . . Ist das nicht genug? Soll man da nicht verstehen, was ihm gut thut? Selbst Robio Maltzen, der Kreisarzt, er sagt, es wäre heilsam für den Kranken, wenn er sähe und fühlte, daß sie um ihn sei, denn es ist nicht nur ein physisches Leiden, nein, es verbindet sich damit ein seelisches, und siehst Du, das eine muß das andere unbedingt verschlimmern.“

„So thäte also für Deinen Sohn eine Krankenpflegerin wohl?“

„Das ist wahr, eine Krankenpflegerin! Und siehst Du, giebt es denn einen heiligeren, christlicheren Beruf als der einer Krankenpflegerin. Warum willst Du also der Lebensjahre nicht gestatten — ja wohl,“ unterbrach er sich, freilich, wir sind alle Gegner, Du magst mich nicht leiden, Ossip Petrowitsch; aber siehst es nicht schon in der heiligen Schrift: Du sollst Deine Feinde lieben! — Und sieh, ich bin selber zu Dir gekommen, ich selber.“

„Bistest Du das erniedrigend für Dich?“

„Nein, nein, Ossip Petrowitsch! — er streckte die Arme aus — „Im Gegentheil, ich bitte Dich, ich bin Dein Freund, Dein Bruder — es sei Alles verziehen. . . Siehst Du, wenn er solche, mein einziger, herrlicher Sohn, ich würde den Verlust verlieren.“

Die letzten Worte murmelte der Fürst mit zitternden Lippen; Fieberfrost schüttelte seinen ganzen Körper. Ossip Petrowitsch betrachtete ihn ernst; dann stand er ungeschlüssig da und schaute zu Boden.

„Ich bin kein schlechter Kerl,“ brummte er, die Brauen runzelnd, „ich bin nicht von Stein, ich kenne auch die heilige Schrift. . . Aber Anatol Wassiljewitsch, noch ein Manneswort, herde zu, denke nach, urtheile selbst: Wie sähe es aus, wenn meine Tochter zu ihm aufs Schloß — es geht ein schändlich Gerücht, ich selbst weiß nicht, wo mir der Kopf steht — was würde das Heißt Jagen! Nein, nein, nein!“

„Ossip Petrowitsch geriet wieder in lobende Worte, er schlug die Hände aneinander — „es ist nichts damit! Jahre hein, Fürst, ich habe mit Dir nichts zu schaffen; es soll mich Niemand beschimpfen dürfen, mich und mein Kind — fort, Anzäs, Deines Sohnes Leben ruhe in Gottes Hand, und Gott bestrafe alle Verführer, alle Verleumder!“

„Ossip Petrowitsch,“ begann der Fürst stotternd, „was redest Du da von Verführern und Verleumdern! Meine Wolodja selbst hat mir geschrieben, daß — daß Helena Ossipowna ein herrliches Mädchen sei, süßsam und wohlgezogen, — wer darf sie also verleumden?“

„Hat Dir Dein Sohn das gesagt!“ schrie Ossip Petrowitsch entsetzt und sah die Fürsten bei der Brust, „Du selber gesteht, Dein Sohn habe das gesagt?“

„Er hat's gesagt; er hat noch mehr gesagt.“ — Anatol Wassiljewitsch senkte den Kopf und begann wieder zu stottern. — „Er — er hat gesagt, daß er dieses liebe Mädchen gern habe — gern habe,“ wiederholte er, Athem schöpfend, und schwieg dann.

„Hört Ihr, hört Ihr nun Alle?“ rief Ossip, rings umher schauend, obgleich außer Matwei Niemand in der Stube

war; „er hat gesagt, sie sei süßsam und wohlgezogen!“ Mit stolzer Geberde wandte er sich hierauf an den Fürsten: „Wenn denn nun so ist, siehst Du doch selber ein, daß es unmöglich ist, daß sie sich auch nur den Anschein gebe — sage selber, als was soll sie zu Deinem Sohn aufs Schloß, sage selber!“

„Als seine Braut!“ kam es mit festem, aber eigenthümlich scharfem Klang über Anatol Wassiljewitsch's Lippen. Er zog den Mantel fester um sich, als fröstelte ihn, und brühte den Hut tief über die Stirn.

Ossip Petrowitsch glockte ihn wie verständnislos an; er irante seinen Ehren nicht.

„Du, Anzäs Anatol Wassiljewitsch, Du!“ schrie er aus vollem Halse, und erst nach einer Pause fügte er stannend und wie besorgt hinzu: „Du hast wohl den Verstand verloren?“

„Als seine Braut,“ wiederholte der Fürst mit halblauter Stimme; er selbst wußte es ja, und wenn sie ihn gesund machen hilft, soll er sie haben. . . Das sagt Fürst Anatol Wassiljewitsch Wolonsky — letzte er ganz leise hinzu — „glaube nicht, daß er den Verstand verloren hat.“

„In diesem Augenblick ließ sich draußen, durch den stärker prasselnden Regen hindurch, Schellenklingel vernehmen, ganz unter den Fenstern des Wirthshauses, und gleich darauf kloppte es an die Hausthür.“

„Das sind Postknoten,“ sagte Matwei, „soll ich öffnen?“

„Frage, was man wünscht!“ antwortete Ossip gerührt.

„Du, Fürst, tritt hier ein.“

Er führte ihn in das hintere kleine Wirthszimmer, die Thüre ließ er auf.

Im Hansbuck begann Matweis Stimme laut zu schallern. „Si, sich! doch,“ hörte man ihn rufen, wie es schien, in froher Erregung; „Kolja Ossipowitsch ist es, unser Kolja, der junge Herr, ist gekommen! Willkommen in Popelnja, oho, oho!“

Unter großem Geräusch ging die Thüre auf; von Matwei fast getragen, schritt lächelnd ein junger, hochgewachsener Mann in die große Wirthsstube herein. Er trug einen dunklen Havelock, der von Regen troff, in der Hand einen Reisestock, den ihm Matwei entließ, um sich dann an seine Oberkleider zu machen. Im Nu stand er angselbeiter da. Matwei schnallerte und schlug den durchnässten Hut des Ankömmlings klaffend gegen die Wand.

„Du der Schalterhäre ersiehst Ossip Petrowitsch. Er bebt vor Aufregung. Mit gespreizten Fingern fuhr er sich wiewohl einem Kamm durch den Hängelock; es zuckte in seinem ganzen breiten Schwemmsitz.“

„Du bist's, Kolja?“

„Ja bin's. Ich grüße Dich, Vater.“

„Aus dem Gefängnis kommst Du?“

„Aus dem Gefängnis.“

Er sagte es ruhig, beinahe gleichgültig, und schaute dem Allen mit zärtlicher Regier gerade ins Gesicht. Dieser geriet ein wenig aus der mit sichtlich Mühe errungenen Fassung.

„Gut; darüber später,“ brummte er, „seht haben wir etwas Anderes zu thun; Du, Kolja, Du mußt Deinen Rath geben. . . Sieh, hier steht Fürst Anatol, in Nacht und Regen hergeschlagen. Wo? Im Wirthshaus mitzunehmen, zu einem Schwermüthigen zu bringen, der nach ihr in Fieberphantasien verfallt. Jetzt, mitten in der Nacht, und aufs Schloß — begreift Du mich, Kolja?“

(Schluß folgt.)

Ein Buch über König Ludwig II. von Bayern.

Die tödtliche Krankheit des Königs Ludwig ist von der gegen seine Regierung ertheilten Opposition in Bayern dazu benutzt worden, das Urtheil über sein Thun und Lassen überhaupt zu trüben und zu verschlimmern. Wenn es nach gewissen Schriften wahr wäre oder glauben gemacht werden könnte, daß König Ludwig schon vom Beginn seiner Regierung an nicht völlig zurechnungsfähig gewesen sei, so würde der königstreuen altbayerischen Bevölkerung Manches als Nationalunglück vorzustellen leichter gemacht sein, was sich in der entscheidenden Epoche dieser Regierung zugegetragen hat. Und welche Thatfachen sind dies! Welche Ereignisse unserer deutschen Einheitsgeschichte sind in dem Leben Ludwigs II. begriffen! In der That! Wer den traurigen Muth beifügt, die Krankheitsgeschichte dieses Königs bis in die Zeiten seines Regierungsantritts zurückzuführen, der kann bei dem königstreuen Volke Bayerns einen ganz anschaulichen Grad von Beunruhigung hervorbringen. Dergleichen Versuche sind geschehen; und es ist eine werthvolle und hohe Aufgabe deutscher Geschichtsforschung, denselben entgegenzutreten. Herr v. Heigel, der eine scharfe und geistreiche Feder führt, hat es vortrefflich verstanden, die mit unter geradezu lächerlichen Anwürfe gegen die Regierung Ludwigs II., insbesondere in Betreff seiner künstlerischen Tendenzen und seiner religiösen und kirchlichen Maßnahmen, in seinem beachtenswerthen Buche: König Ludwig II. von Bayern. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Karl v. Heigel. Stuttgart, Adolf Bong & Comp. 1893, zu lenigen. Er sieht sich dabei nicht, von seiner Landmannschaft den freiesten Gebrauch zu machen und den Münchener Philister bei seinen notorisch schwachen Seiten zu packen. Daß viele Urtheile des Münchener Publikums, namentlich in der Zeit, da Richard

Wagner in des Königs persönlicher Umgebung war, den Ueppigkeit der Wirthschaft nie verleugnet haben, wer möchte dies heute leugnen?

Der gelungenste Theil des Heigelschen Buches scheint uns gerade in der Schilderung des Regierungsbeginns des Königs zu liegen. Daß man thatsächlich allen Grund gehabt habe, dem geistvollen jungen Fürsten die Hoffnung entgegenzubringen, ist so ansprechend von Herrn v. Heigel geschildert worden, daß man diesen Theil seines Buches mit wahrer Freude lesen mag. Dabei fehlt es aber auch nicht an sehr feinen Beobachtungen, zum Theil auf weniger bekannte oder beachtete Thatfachen gestützt. So ist das Kapitel der Erzählung des jungen Königs recht wenig beachtet. Der Vater Ludwigs hat sich bekanntlich eines in Gelehrten- und Schriftstellerkreisen so hohen Ansehens erfreut, daß ein Zweifel an der Erzählungsweise des Thronfolgers geradezu als Vöthheit erachtet worden wäre. Walt doch König Max als der Freund von allen möglichen gelehrten und berühmten Männern, als der deutsche Fürst, dem man ohne Zweifel die Abfassung einer Akropolis übertragen hätte, wenn sich die höchsten Herrschaften, wie es damals den Anschein hatte, zu einem neuen bisher unbekannten Erzählungssystem ihrer Söhne entschließen sollten.

Man kann leider nicht behaupten, daß sich die von König Max so eifrig eingeführte Philosophie und gelehrte deutsche Pädagogik an der Erzählung seiner Söhne bewährt hätte. Wenn man vielmehr Gründe für mancherlei bedauerliche Umstände in der Geschichte Ludwigs II. anführen wollte, so müßten sie lediglich in der Erzählung des jungen Königs gefunden werden.

Und in der That! So groß auch die Verehrung sein mag, die man dem Könige Max schuldet, in Beziehung auf seine Söhne kann ihm der Vorwurf nicht erpart werden, daß er sich in einem schweren Irrthum befand. Sollte es denn für möglich gehalten werden, daß König Ludwig II. so vollständig fern von allen körperlichen Übungen gehalten worden ist, daß er viel schlimmer als ein sonstiger Gymnasiast

von frühem Morgen bis zum späten Abend mit Schulstunden überhäuft worden war? Muß man denn nicht staunen, wenn man liest, daß der junge König, als er zur Regierung kam, noch kaum einen Begriff von dem Werth des Geldes hatte, da er über ein nur nach Kreuzern berechnetes Taschengeld zu verfügen gelernt hatte! Und welchen Eindruck muß die Behauptung des Herrn v. Heigel machen, wenn wir erfahren, daß die jungen Prinzen, selbst in der nothdürftigen Ernährung, so knapp gehalten worden sind, daß Ludwig II. als Knabe die ihm von Hausgenossen auf dem Lande etwa zugebrachten Schwaaren sehr gern annahm. Und zu alledem ein System von schweren und unfroh machenden Strafen! Von militärischer Ausbildung keine leiste Spur! Nicht einmal das Interesse für den Soldatenstand war geweckt worden! Dagegen wurden sehr viele Prüfungen gehalten, eine Einrichtung, die sich in Bayern, genau wie in Oesterreich, an dem Hofe aus den Zeiten der Fürstlichen Lehranstalten erhalten zu haben scheint. Ueberhaupt dürfte die Erzählung König Ludwigs recht viel Ähnlichkeit mit derjenigen des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich gehabt haben. Denn der Unterthut dieses jungen Mannes war bis zu dessen 18. Lebensjahre vollkommen worden, und so umfassend, daß alle die, welche berufen wurden, den künftigen, ja tagelangen Prüfungen des unglücklichen Knaben beizuwohnen, nicht genug zu Ratten vermochten, wie nur der Kopf und das Gedächtnis eines in der körperlichen Entwicklung begriffenen Menschen dergleichen Anstrengungen auszuhalten vermag.

Das traurige Resultat dieser verkehrten Erziehungsanstrengungen des angeklärten neunzehnten Jahrhunderts war ja in beiden Fällen das gleiche!

Treffliche Anlagen wurden durch Ueberanstrengung und eine unpassende Härte der Forderungen zwar zu einer raschen geistigen Entwicklung getrieben, aber die Treibhauspflanze zeigte keine Widerstandskraft im Kampfe des Lebens, und für den Beruf des Fürsten war die geistige Kraft nicht gemacht; man beläßt einen herrlich geschnittenen Gymnasiasten;

